

H. D. Carlton

Haunting Adeline
(Band 1)

Übersetzt von Madlen Müller

INTERNATIONALE & USA TODAY
BESTSELLERAUTORIN
H. D. CARLTON

HAUNTING ADELINE

DARK ROMANCE
VAJONA

Für Amanda und May
Zade und ich werden für immer
euer sein.

Wichtiger Hinweis

Keine dieser Verschwörungen entstammt Antisemitismus oder Q Anon, sondern meiner eigenen verrückten Fantasie, den üblichen Verschwörungstheorien in den Medien und den vielen okkulten Horrorfilmen, die mein Vater früher geschaut hat.

Dieses Buch endet mit einem Cliffhanger. Der Inhalt ist sehr düster mit heftigen Situationen wie CNC (einvernehmliche Nicht-einvernehmlichkeit) und Dubcon zwischen den Hauptfiguren, grafisch dargestellter Gewalt, Menschenhandel, Stalking, Kinderhandel, Kinderopferung, der Erwähnung von Kindstod und expliziten sexuellen Situationen.

Es behandelt auch bestimmte Kinks wie Waffenspiele, Somnophilie, Fesselung und Erniedrigung.

Dieses Buch wurde aufgrund der Warnung bereits mehrfach aus dem Sortiment genommen. Weitere Hinweise findest du auch in Rezensionen und auf meiner Website oder du kannst mir direkt eine Nachricht schicken.

Deine psychische Gesundheit ist wichtig.

Prolog

Hat die Katze dich erwischt, Little Mouse?

Die Fenster meines Hauses zittern unter der Wucht des Donners, der über den Himmel rollt.

Ein Blitz schlägt in der Ferne ein und erhellt die Nacht. In diesem winzigen Moment zeigen die wenigen Sekunden blendenden Lichts den Mann, der vor meinem Fenster steht. Er beobachtet mich. Er beobachtet mich immer.

Ich folge meiner Routine, so wie ich es normal tue. Mein Herz setzt einen Schlag lang aus und beginnt dann heftig zu rasen, meine Atmung wird flach und meine Hände werden feucht. Es spielt keine Rolle, wie oft ich ihn sehe, er löst immer die gleiche Reaktion in mir aus.

Furcht.

Und Aufregung.

Ich weiß nicht, warum mich das in Aufregung versetzt. Irgendetwas stimmt nicht mit mir. Es ist nicht normal, dass flüssige Hitze durch meine Adern fließt und ein brennendes Kribbeln hinterlässt. Es ist nicht normal, dass mein Verstand anfängt, über Dinge nachzudenken, über die ich nicht nachdenken sollte.

Kann er mich gerade sehen? Mit nichts als einem dünnen Tanktop bekleidet, durch das sich meine Brustwarzen abzeichnen? Oder den Shorts, die kaum meinen Hintern bedecken? Gefällt ihm der Anblick?

Natürlich tut es das.

Deshalb beobachtet er mich ja, oder? Deshalb kommt er jede

Nacht wieder und wird immer dreister, während ich ihn im Stillen herausfordere. In der Hoffnung, dass er näher kommt, damit ich einen Grund habe, ihm ein Messer an die Kehle zu setzen.

Die Wahrheit ist, ich habe Angst vor ihm. Entsetzliche Angst, um genauer zu sein.

Der Mann, der vor meinem Fenster steht, gibt mir das Gefühl, in einem dunklen Raum zu sitzen, in dem das einzige Licht von dem Fernseher kommt, auf dessen Bildschirm ein Horrorfilm läuft. Es ist beunruhigend und ich möchte mich am liebsten verstecken, aber ein Teil von mir hält mich fest und setzt mich dem Schrecken aus. Dieser Teil genießt den Nervenkitzel.

Es wird wieder dunkel und die Blitze zucken in der Ferne.

Mein Atem wird immer schneller. Ich kann ihn nicht sehen, aber er mich.

Ich wende den Blick vom Fenster ab, drehe mich im dunklen Haus um und schaue hinter mich. Paranoid, dass er irgendwie einen Weg hineingefunden hat. Egal, wie tief die Schatten in Parsons Manor sind, der schwarz-weiß karierte Boden scheint immer sichtbar zu sein.

Ich habe das Haus von meinen Großeltern geerbt. Meine Urgroßeltern hatten das dreistöckige viktorianische Haus in den frühen 1940er-Jahren durch Blut, Schweiß, Tränen und mit dem Leben von fünf Bauarbeitern erbaut.

Der Legende nach – oder besser gesagt, nach Nana – fing das Gebäude während des Baus Feuer und tötete die Arbeiter. Ich konnte keine Zeitungsartikel über dieses unglückliche Ereignis finden, aber die Seelen, die in diesem Haus herumgeistern, stinken nach Verzweiflung.

Nana erzählte immer grandiose Geschichten, welche meine Eltern die Augen verdrehen ließen. Meine Mutter hatte nie etwas von dem geglaubt, was Nana erzählte, aber ich glaube, sie *wollte* es auch gar nicht.

Nachts höre ich manchmal Schritte. Es könnten die Geister der Arbeiter sein, die bei dem tragischen Brand vor achtzig Jahren

ums Leben kamen, oder es könnte der Schatten sein, der vor
meinem Haus steht.

Der mich beobachtet. Mich immer beobachtet.



Kapitel 1

Die Manipulatorin

Manchmal hege ich finstere Gedanken meiner Mutter gegenüber – Gedanken, die keine vernünftige Tochter jemals haben sollte. Gelegentlich bin ich nicht ganz bei Verstand.

»Addie, du bist albern«, sagt Mom durch den Lautsprecher meines Telefons. Ich starre es an und weigere mich, mit ihr zu diskutieren. Als ich nichts erwidere, seufzt sie laut. Ich rümpfe die Nase. Es macht mich wahnsinnig, dass diese Frau Nana immer als dramatisch bezeichnet hat, aber ihren eigenen Hang zur Dramatik nicht erkennt.

»Nur, weil deine Großeltern dir das Haus geschenkt haben, heißt das nicht, dass du auch wirklich darin wohnen musst. Es ist alt und du würdest allen in der Stadt einen Gefallen tun, wenn du es abreißen lassen würdest.«

Ich schlage den Kopf gegen die Nackenstütze, rolle mit meinen Augen und versuche, die Geduld am fleckigen Dach meines Autos zu finden.

Wie habe ich es geschafft, Ketchup da hochzubekommen?

»Und nur, weil *du* es nicht magst, heißt das nicht, dass ich nicht darin leben kann«, erwidere ich trocken.

Meine Mutter ist ein Miststück. Ganz einfach. Sie war schon immer leicht reizbarer Stimmung und ich kann mir beim besten Willen nicht erklären, warum.

»Du wirst eine Stunde von uns entfernt wohnen! Das wird

unglaublich unpraktisch für dich, wenn du uns besuchen kommst, oder nicht?»

Oh, wie soll ich das nur überleben?

Ich bin mir ziemlich sicher, dass auch meine Frauenärztin eine Stunde entfernt ist, aber ich bemühe mich trotzdem, einmal im Jahr zu ihr zu gehen. Und diese Besuche sind sehr viel unangenehmer.

»Nein«, antworte ich gedehnt. Ich habe genug von diesem Gespräch. Meine Geduld hält nur geschlagene sechzig Sekunden an, wenn ich mit meiner Mutter spreche. Danach laufe ich auf Reserve. Ich habe keine Lust mehr, mich weiter anzustrengen, um das Gespräch am Laufen zu halten.

Wenn es nicht das eine ist, ist es das andere. Sie findet immer etwas, worüber sie sich beschweren kann. Dieses Mal ist es meine Entscheidung, in dem Haus zu leben, das mir meine Großeltern vermacht haben. Ich wuchs in Parsons Manor auf, rannte neben den Geistern durch die Flure und backte mit Nana Kekse. Ich habe viele schöne Erinnerungen an diese Zeit – Erinnerungen, die ich nicht loslassen will, nur weil Mom nicht gut mit Nana ausgekommen ist.

Ich habe die Spannungen zwischen den beiden nie verstanden, aber als ich älter wurde und anfing, Mamas bissige und hinterhältige Beleidigungen als das zu begreifen, was sie waren, ergab es Sinn.

Nana hatte immer eine positive, sonnige Einstellung zum Leben und sah die Welt durch eine rosarote Brille. Sie hat immer gelächelt und gesummt, während Mom dazu verdammt ist, ständig finster dreinzuschauen und das Leben so zu betrachten, als wäre ihre Brille zerbrochen, als sie aus Nanas Vagina gepresst wurde. Ich weiß nicht, warum ihre Persönlichkeit nie über die eines Stachelschweins hinausgewachsen ist – sie wurde eigentlich nicht dazu erzogen, ein kratzbürstiges Miststück zu sein.

Als ich klein war, hatten meine Mutter und mein Vater ein Haus, nur eine Meile von Parsons Manor entfernt. Sie konnte

mich kaum ertragen, also verbrachte ich die meiste Zeit meiner Kindheit in diesem Haus. Erst als ich aufs College ging, verließ meine Mom die Stadt, eine Stunde weit weg. Als ich das College verließ, zog ich zu ihr, bis ich wieder auf eigenen Beinen stand und meine Schriftstellerkarriere in Schwung kam.

Und als es dann so weit war, beschloss ich, durch das Land zu reisen und mich nie wirklich an einem Ort niederzulassen.

Nana war vor einem Jahr gestorben und hatte mir das Haus per Testament überlassen, aber meine Trauer hatte mich daran gehindert, in Parsons Manor einzuziehen. Bis jetzt.

Mama seufzt wieder durch das Telefon. »Ich wünschte nur, du hättest mehr Ehrgeiz im Leben, anstatt in der Stadt zu bleiben, in der du aufgewachsen bist, Süße. Mach mehr aus deinem Leben, als in diesem Haus zu versauern, so wie deine Großmutter es getan hat. Ich will nicht, dass du so wertlos wirst wie sie.«

Ein Knurren kommt über meine Lippen und Wut steigt in meiner Brust auf. »Hey, Mom?«

»Ja?«

»Leck mich!«

Ich lege auf und drücke wütend mit dem Finger auf den Bildschirm, bis ich das verräterische Geräusch höre, das andeutet, dass der Anruf beendet ist.

Wie kann sie es wagen, so über ihre eigene Mutter zu sprechen, obwohl sie nie etwas anderes als Liebe und Zuneigung erfuhrt? Nana hat sie sicher nicht so behandelt, wie sie mich behandelt, da bin ich mir verdammt sicher.

Ich schneide mir eine Scheibe von Mom ab, stoße einen melodramatischen Seufzer aus und schaue aus meinem Seitenfenster. Das besagte Haus steht vor mir, die Spitze des schwarzen Daches ragt durch die düsteren Wolken und erhebt sich über das weitläufige Waldgebiet, als wolle es sagen: *Du solltest mich fürchten*. Als ich einen Blick über meine Schulter werfe, wirkt das dichte Dickicht der Bäume nicht mehr einladend – ihre Schatten kriechen mit ausgestreckten Krallen aus dem Gestrüpp.

Ich erschauere und genieße das unheimliche Gefühl, das von diesem kleinen Teil der Klippe ausgeht. Es sieht genauso aus wie in meiner Kindheit und verleitet mich dazu, in die unheimliche Dunkelheit zu spicken.

Parsons Manor liegt auf einer Klippe mit Blick auf die Bucht und hat eine kilometerlange Auffahrt, die sich durch ein dicht bewaldetes Gebiet zieht. Die Ansammlung von Bäumen trennt das Haus vom Rest der Welt und gibt einem das Gefühl, wirklich allein zu sein.

Manchmal fühlt es sich so an, als wäre man auf einem ganz anderen Planeten, abgeschottet von der Zivilisation. Die ganze Gegend hat eine bedrohliche, traurige Aura.

Und fuck, ich liebe es.

Das Haus begann zu verfallen, aber mit ein bisschen Liebe und Pflege kann es wieder wie neu aussehen. Hunderte von Ranken klettern an allen Seiten des Gebäudes hoch, bis hin zu den Wasserspeichern, die auf beiden Seiten des Daches auf dem Herrenhaus stehen. Die einst schwarze Fassade ist grau und beginnt langsam abzublättern, und die schwarze Farbe um die Fenster herum bröckelt ab wie billiger Nagellack. Ich werde jemanden engagieren müssen, der der großen Veranda ein Facelift verpasst, da sie an einer Seite durchzuhängen beginnt.

Der Rasen ist längst überfällig für einen ordentlichen Schnitt, die Grashalme sind fast so groß wie ich und die drei Hektar große Lichtung wimmelt nur so von Unkraut. Ich wette, viele Schlangen haben sich hier niedergelassen, seit das letzte Mal gemäht wurde.

Nana pflegte es, den dunklen Schatten des Anwesens im Frühling mit bunten Blumen auszugleichen. Hyazinthen, Primeln, Veilchen und Rhododendron.

Und im Herbst krochen Sonnenblumen an den Seiten des Hauses hinauf, wobei die leuchtenden Gelb- und Orangetöne der Blütenblätter einen schönen Kontrast zur schwarzen Fassade bildeten.

Ich könnte vielleicht wieder einen Garten vor dem Haus

anlegen. Dieses Mal würde ich auch Erdbeeren, Salat und Kräuter anpflanzen.

Ich bin in meine Gedanken vertieft, als ich eine Bewegung von oben wahrnehme. Die Vorhänge flattern hinter dem einsamen Fenster ganz oben im Haus.

Der Dachboden.

Als ich das letzte Mal nachgesehen habe, gab es dort oben keine Belüftungsanlage. Nichts sollte diese Vorhänge bewegen können, aber trotzdem zweifle ich nicht an dem, was ich gesehen habe.

Zusammen mit dem aufziehenden Sturm im Hintergrund sieht Parsons Manor wie eine Szene aus einem Horrorfilm aus. Ich sauge meine Unterlippe zwischen die Zähne, kann aber nicht verhindern, dass sich ein Lächeln auf meinem Gesicht bildet.

Es gefällt mir.

Ich kann nicht erklären, warum, aber ich tue es.

Scheiß drauf, was meine Mutter sagt. Ich lebe hier. Ich bin eine erfolgreiche Schriftstellerin und habe die Freiheit, überall zu leben. Was ist also, wenn ich mich entscheide, an einem Ort zu leben, der mir viel bedeutet? Es macht mich nicht zu einem Nichtsnutz, nur weil ich in meiner Heimatstadt bleibe. Ich reise genug für Lesungen, Signierungen und Konferenzen. Mich in einem Haus niederzulassen, wird daran nichts ändern. Ich weiß genau, was ich will, und es ist mir scheißegal, was andere darüber denken.

Besonders meine liebste Mommy.

Die Wolken klaffen auf und der Regen strömt aus ihren Mündern. Ich schnappe mir meine Handtasche, steige aus dem Auto und atme tief den Geruch von frischem Regen ein. Innerhalb von Sekunden verwandelt sich der leichte Sprühregen in einen sintflutartigen Regenschauer. Ich stürme die Stufen der Veranda hinauf, schleudere Wassertropfen von meinen Armen und schüttle mich aus wie ein nasser Hund.

Ich liebe Stürme – ich mag es nur nicht, in ihnen zu sein. Ich

bevorzuge es, mich unter eine Decke zu kuscheln, mit einer Tasse Tee und einem Buch, während ich dem Regen zuhöre.

Ich schiebe den Schlüssel ins Schloss und drehe ihn um. Aber er klemmt und weigert sich, mir auch nur einen Millimeter zu gönnen. Ich rüttle am Schlüssel und ringe mit ihm, bis sich der Mechanismus endlich dreht und ich die Tür aufschließen kann.

Ich schätze, das werde ich auch bald in Ordnung bringen müssen.

Ein kalter Luftzug empfängt mich, als ich die Tür öffne. Die Mischung aus kaltem Regen, der noch feucht auf meiner Haut klebt, und der kalten, abgestandenen Luft lässt mich frösteln. Das Innere des Hauses liegt im Schatten. Durch die Fenster scheint ein gedämpftes Licht, das allmählich schwächer wird, als die Sonne hinter grauen Gewitterwolken verschwindet.

Ich habe das Gefühl, ich sollte meine Geschichte mit »Es war eine dunkle, stürmische Nacht ...« beginnen.

Ich schaue nach oben und lächle, als ich die schwarze, gerippte Decke sehe, die aus Hunderten von dünnen, langen Holzstücken besteht. Über meinem Kopf hängt ein prächtiger Kronleuchter aus vergoldetem Stahl, der ein kompliziertes Muster aufweist und an dessen Spitzen Kristalle baumeln. Er war schon immer Nanas wertvollster Besitz.

Der schwarz-weiß karierte Fußboden führt direkt zu der schwarzen Flügeltreppe – groß genug, um ein Klavier seitlich hindurch zu manövrieren – und fließt über ins Wohnzimmer. Meine Stiefel quietschen auf den Fliesen, als ich mich weiter hineinwage.

Diese Etage ist vor allem offen gestaltet, so dass man das Gefühl hat, von der Weite des Hauses verschluckt zu werden.

Der Wohnbereich befindet sich links von der Treppe. Ich presse die Lippen aufeinander und schaue mich um, die Nostalgie trifft mich mitten ins Herz. Staub bedeckt jede Oberfläche und der Geruch von Mottenkugeln ist überwältigend, aber es sieht genauso aus, wie ich es das letzte Mal gesehen habe, kurz bevor Nana letztes Jahr starb.

Ein großer schwarzer Steinkamin steht in der Mitte des Wohnzimmers an der linken Wand, um welchen rote Samtsofas angeordnet sind. In der Mitte steht ein verschnörkelter, hölzerner Couchtisch, auf dem eine leere Vase aus dunklem Holz steht. Nana füllte sie früher mit Lilien, aber jetzt sammelt sie nur noch Staub und Käferkadaver.

Die Wände sind mit schwarzer Paisley-Tapete bedeckt, die von schweren goldenen Vorhängen abgesetzt wird.

Einer meiner Lieblingsplätze ist das große Erkerfenster an der Vorderseite des Hauses, das einen schönen Blick auf den Wald hinter Parsons Manor bietet. Direkt davor steht ein roter Samtschaukelstuhl mit einem passenden Hocker. Nana saß immer dort und sah dem Regen zu, und sie sagte, ihre Mutter hätte das auch immer getan.

Die karierten Fliesen erstrecken sich bis in die Küche, mit wunderschönen schwarzgefärbten Schränken und Marmorarbeitsplatten. In der Mitte befindet sich eine große Insel mit schwarzen Barhockern an einer Seite. Grandpa und ich saßen oft dort und sahen Nana beim Kochen zu. Wir genossen es, wie sie vor sich hin sumgte, während sie leckere Gerichte zauberte.

Ich schüttelte die Erinnerungen ab, eile zu der großen Lampe neben dem Schaukelstuhl und schalte das Licht ein. Ich seufzte erleichtert auf, als die Glühbirne ein warmes Licht ausstrahlt. Vor ein paar Tagen hatte ich angerufen, um den Strom auf meinen Namen umstellen zu lassen, aber man kann sich nie sicher sein, wenn man es mit einem alten Haus zu tun hat.

Dann gehe ich zum Thermostat hinüber und die Zahl lässt meinen Körper erneut erschauern.

Siebzehn gottverdammte Grad.

Ich drücke meinen Daumen auf den Aufwärtspfeil und höre nicht auf, bis die Temperatur auf dreiundzwanzig eingestellt ist. Ich habe nichts gegen kühle Temperaturen, aber ich würde es begrüßen, wenn meine Brustwarzen nicht durch meine Klammotten scheinen würden.

Ich drehe mich um und stehe in einem Zuhause, das sowohl alt als auch neu ist – ein Zuhause, dem mein Herz gehört, seit ich denken kann, auch wenn mein Körper es für eine Weile verlassen hat.

Dann lächle ich und schwelge in der gotischen Pracht von Parsons Manor. So haben meine Urgroßeltern das Haus eingerichtet und der Geschmack hat sich über die Generationen vererbt. Nana pflegte zu sagen, dass sie es am liebsten hatte, wenn sie die Hellste im Raum war. Trotzdem hatte sie noch immer den Geschmack älterer Leute.

Ich meine, warum haben diese weißen Kissen einen Rand aus Spitze und in der Mitte einen seltsamen, gestickten Blumenstrauß? Das ist nicht süß. Das ist hässlich.

Ich seufze.

»Nun, Nana, ich bin zurückgekommen. Genau wie du es wolltest«, flüstere ich in die tote Luft.



»Bist du bereit?«, fragt meine persönliche Assistentin neben mir. Ich sehe zu Marietta hinüber und bemerke, wie sie mir resigniert das Mikrofon hinhält, während ihre Aufmerksamkeit den Menschen gilt, die noch immer in das kleine Gebäude strömen. Dieser Buchladen ist nicht für eine große Anzahl von Menschen gemacht, aber irgendwie schaffen sie es trotzdem, dass es funktioniert.

Horden von Menschen drängen sich in den engen Raum, stellen sich in einer gleichmäßigen Reihe auf und warten darauf, dass die Signierstunde beginnt. Ich lasse meinen Blick über die Menge schweifen, zähle still in meinem Kopf mit. Ich verzähle mich nach dreißig.

»Ja«, antworte ich. Ich schnappe mir das Mikrofon und nachdem ich die Aufmerksamkeit aller auf mich gezogen habe, verstummt das Gemurmel. Dutzende Augenpaare starren mich an

und lassen meine Wangen erröten. Es läuft mir eiskalt den Rücken hinunter, aber weil ich meine Leserinnen und Leser liebe, stehe ich das durch.

»Bevor wir beginnen, möchte ich mich kurz bei euch allen für euer Kommen bedanken. Ich schätze jeden Einzelnen von euch und freue mich unglaublich darauf, euch alle kennenzulernen. Sind alle bereit?«, frage ich und lege Begeisterung in meinen Tonfall.

Es ist nicht so, dass ich nicht aufgeregt wäre, aber ich neige dazu, unglaublich unbeholfen zu sein, wenn es darum geht, Bücher zu signieren. Ich bin kein Naturtalent, wenn es um soziale Interaktionen geht. Ich bin der Typ, der einen mit einem starren Lächeln im Gesicht fixiert, wenn man mir eine Frage stellt, während mein Gehirn die Tatsache verarbeitet, dass ich die Frage gar nicht gehört habe. Das liegt meist daran, dass mein Herz zu laut in meinen Ohren pocht.

Ich lasse mich auf meinem Stuhl nieder und halte meinen Stift bereit. Marietta zieht los, um sich um andere Dinge zu kümmern, wünscht mir nur knapp »Viel Glück«. Sie hat meine Missgeschicke mit Lesern mitbekommen und neigt dazu, Fremdscham für mich zu empfinden. Ich schätze, das ist einer der Nachteile, wenn man ein gesellschaftlicher Außenseiter ist.

Komm zurück, Marietta. Es macht so viel mehr Spaß, wenn ich nicht die Einzige bin, die sich schämt.

Die erste Leserin kommt auf mich zu, mit meinem Buch *The Wanderer* in der Hand und einem strahlenden Lächeln auf ihrem sommersprossigen Gesicht.

»O mein Gott, es ist so toll, dich kennenzulernen!«, ruft sie aus und presst mir beinahe das Buch ins Gesicht. Ganz mein Stil.

Ich lächle breit und nehme vorsichtig das Buch entgegen.

»Es ist auch toll, dich kennenzulernen«, erwidere ich. »Und hey, Team Sommersprossen«, füge ich hinzu und wedle mit meinem Zeigefinger zwischen ihrem und meinem Gesicht hin und her. Sie lacht ein wenig verlegen und fährt sich mit den Fingern über die

Wangen. »Wie heißt du denn?«, frage ich schnell, bevor wir in einem seltsamen Gespräch über Hautprobleme feststecken.

Oje, Addie, was ist, wenn sie ihre Sommersprossen hasst? Dummkopf.

»Megan«, antwortet sie und buchstabiert dann ihren Namen für mich. Meine Hand zittert, als ich sorgfältig ihren Namen und eine kurze Danksagung aufschreibe.

Meine Unterschrift ist schlampig, aber das repräsentiert so ziemlich meine gesamte Existenz.

Ich gebe ihr das Buch zurück und bedanke mich mit einem aufrichtigen Lächeln.

Als sich der nächste Leser nähert, spüre ich ein Kribbeln im Nacken. Jemand starrt mich an. Aber das ist ein verdammt dummer Gedanke, denn *jeder* starrt mich an.

Ich versuche, es zu ignorieren und dem nächsten Leser ein breites Grinsen zu schenken, aber das Gefühl wird nur noch stärker, bis es sich anfühlt, als würden Bienen unter meiner Hautoberfläche summen, während eine Fackel auf mein Fleisch gehalten wird. Es ist anders als alles, was ich bisher gefühlt habe. Die Härchen in meinem Nacken stellen sich auf und ich spüre, wie sich meine Wangen rot färben.

Die eine Hälfte meiner Aufmerksamkeit gilt dem Buch, das ich signiere, und dem überschwänglichen Leser, während die andere Hälfte der Menge gilt. Mein Blick streift unauffällig durch den Buchladen und versucht, die Quelle meines Unbehagens ausfindig zu machen.

Mein Blick bleibt an einer einsamen Person hängen, die ganz hinten steht. Ein Mann. Die Menge verdeckt den Großteil seines Körpers, nur ein Teil seines Gesichts lugt durch die Lücken, die zwischen den Köpfen der Leute entstehen, hervor. Aber was ich sehe, lässt meine Hand mitten beim Schreiben erstarren.

Seine Augen. Eines ist so dunkel und bodenlos, dass es sich anfühlt, als würde man in einen Brunnen starren. Und das andere, ein Eisblau, so hell, dass es fast weiß ist und mich an die Augen

eines Huskys erinnert. Eine Narbe zieht sich geradewegs durch das verfärbte Auge, als ob es nicht schon so genug Aufmerksamkeit erregen würde.

Als sich jemand räuspert, zucke ich zusammen, wende meinen Blick ab und schaue wieder auf das Buch. Mein Stift ruht immer noch an derselben Stelle, hat einen großen schwarzen Tintenfleck hinterlassen.

»Tut mir leid«, murme ich und unterschreibe weiter. Ich greife nach einem Lesezeichen, unterschreibe auch dieses und stecke es als Entschuldigung in das Buch.

Die Leserin strahlt mich an, den Fehler längst vergessen, und huscht mit ihrem Buch davon. Als ich zurückblicke, um den Mann ausfindig zu machen, ist er bereits verschwunden.



»Addie, du musst mal wieder richtig durchgenommen werden.«

Als Antwort schließe ich meine Lippen um meinen Strohhalm und schlürfe an meinem Blaubeer-Martini, so sehr, wie mein Mund es zulässt. Daya, meine beste Freundin, beäugt mich völlig unbeeindruckt und ungeduldig, wie ich an ihrem Stirnrunzeln erkennen kann.

Ich glaube, ich brauche einen größeren Mund. Da würde mehr Alkohol reinpassen.

Ich sage das nicht laut. Denn ich würde meine linke Arschbacke darauf verwetten, dass ihre Reaktion darauf wäre, ihn stattdessen lieber für einen größeren Schwanz zu benutzen.

Als ich weiter an dem Strohhalm sauge, beugt sie sich vor und reißt mir das Plastik von den Lippen. Ich habe den Boden des Glases schon vor gut fünfzehn Sekunden erreicht und sauge nur noch Luft durch den Strohhalm. Das ist das meiste an Action, was mein Mund seit einem Jahr erlebt hat.

»Whoa, Privatsphäre«, grummle ich und stelle das Glas ab. Ich weiche Dayas Blicken aus und suche im Restaurant nach der Kell-

nerin, damit ich einen weiteren Martini bestellen kann. Je schneller ich den Strohalm wieder im Mund habe, desto schneller kann ich diesem Gespräch aus dem Weg gehen.

»Lenk nicht ab, Bitch. Du bist schlecht darin.«

Unsere Blicke treffen sich, eine Sekunde vergeht und wir fangen beide an zu lachen.

»Ich bin anscheinend auch schlecht darin, durchgenommen zu werden«, meine ich, nachdem sich unser Lachen gelegt hat.

Daya wirft mir einen amüsierten Blick zu. »Du hattest schon viele Gelegenheiten. Du lässt sie einfach nur immer wieder verstreichen. Du bist eine heiße sechszwanzigjährige Frau mit Sommersprossen, tollen Titten und einem Hintern zum Sterben. Die Männer da draußen warten nur auf dich.«

Ich zucke mit den Schultern und lenke wieder ab. Daya hat nicht ganz unrecht – zumindest, was die Optionen angeht. Ich bin nur an keiner von ihnen interessiert. Sie langweilen mich alle. Alles, was ich bekomme, ist: »Was hast du an?« und »Willst du vorbeikommen?«, Zwinkersmiley – und das um ein Uhr in der Nacht. Ich trage dieselbe Jogginghose, die ich schon seit einer Woche anziehe, ich habe einen mysteriösen Fleck im Schritt – und nein, ich will verdammt noch mal nicht vorbeikommen.

Erwartungsvoll streckt sie die Hand nach mir aus. »Gib mir dein Handy.«

Meine Augen weiten sich. »Fuck, nein.«

»Adeline Reilly. Gib mir. Dein. Fucking Handy.«

»Oder was?«, spotte ich.

»Oder ich werfe mich über den Tisch, blamiere dich bis auf die Knochen und setze meinen Willen durch.«

Mein Blick fällt letztendlich auf unsere Kellnerin und ich gebe ihr das Signal, herzukommen. Verzweifelt. Sie eilt herbei und denkt wahrscheinlich, dass ich ein Haar in meinem Essen gefunden habe, dabei hat in Wirklichkeit meine beste Freundin bloß eins im Arsch stecken.

Ich zögere noch ein bisschen länger und frage die Kellnerin, welches Getränk sie empfehlen kann. Ich würde mir die Getränkekarte ein zweites Mal ansehen, wenn es nur nicht so unhöflich wäre, sie warten zu lassen, während sie noch andere Tische zu bedienen hat. Also wähle ich schließlich einen Erdbeer-Martini anstelle des grünen Apfels und die Kellnerin eilt wieder davon.

Seufz.

Ich reiche das Handy rüber und drücke es extra fest in Dayas noch immer ausgestreckte Hand, weil ich sie hasse. Sie lächelt triumphierend und fängt an zu tippen, wobei das schelmische Funkeln in ihren Augen immer strahlender wird. Ihre Daumen schalten auf Turbogeschwindigkeit, was dazu führt, dass die goldenen Ringe, die sie umschließen, fast verschwimmen.

Ihre salbeigrünen Augen leuchten mit einer Bösartigkeit, die man nur in der Bibel des Satans finden kann. Wenn ich ein bisschen suchen würde, würde ich sicher auch ihr Bild irgendwo darin finden. Eine Sexbombe mit dunkelbrauner Haut, glattem schwarzen Haar und einem goldenen Ring in der Nase.

Sie ist wahrscheinlich ein böser Sukkubus oder so etwas.

»Wem schreibst du denn da?«, stöhne ich und stampfe fast mit den Füßen auf wie ein Kind. Ich verkneife es mir, bin aber kurz davor, meinen sozialen Ängsten freien Lauf zu lassen und mitten im Restaurant einen Wutanfall zu bekommen. Es hilft wahrscheinlich auch nicht, dass ich gerade meinen dritten Martini trinke und mich ein bisschen abenteuerlustig fühle.

Sie blickt auf, sperrt mein Telefon und gibt es mir ein paar Sekunden später zurück. Sofort entsperre ich es wieder und beginne, meine Nachrichten zu durchsuchen. Ich stöhne noch einmal laut auf, als ich sehe, dass sie Greyson gesextet hat. Nicht getextet. *Gesextet*.

»Komm heute Abend vorbei und leck meine Pussy. Ich sehne mich nach deinem riesigen Schwanz«, lese ich laut und trocken vor. Das ist noch nicht einmal alles. Der Rest geht darauf ein, wie

geil ich bin und dass ich mich jede Nacht mit Gedanken an ihn berühre.

Ich knurre und werfe ihr den dreckigsten Blick zu, den ich zustande bringe. Mein Gesicht würde einen Müllcontainer wie das Haus von *Mr. Clean* aussehen lassen.

»Ich würde so etwas nicht mal sagen!«, beschwere ich mich.
»Das hört sich überhaupt nicht nach mir an, du Bitch.«

Daya lacht, die winzige Lücke zwischen ihren Vorderzähnen voll zur Schau gestellt.

Ich hasse sie wirklich.

Mein Telefon klingelt. Daya ist kurz davor, auf ihrem Stuhl zu hüpfen, während ich darüber nachdenke, die Kontaktdaten von *1000 Ways to Die* zu googeln, damit ich ihnen eine neue Geschichte schicken kann.

»Lies es«, fordert sie und will bereits nach meinem Handy graben, um zu sehen, was er geschrieben hat. Ich entreiße es ihrer Reichweite und rufe die Nachricht auf.

Greyson: Es war an der Zeit, dass du zur Vernunft kommst, Baby. Sei um 8 da.

»Ich weiß nicht, ob ich dir das jemals gesagt habe, aber fuck, ich hasse dich wirklich«, murre ich und verziehe erneut das Gesicht.

Sie lächelt und schlürft an ihrem Getränk. »Ich liebe dich auch, Baby Girl.«



»Fuck, Addie, ich habe dich vermisst«, haucht Greyson in meinen Nacken und drückt mich gegen die Wand. Mein Steißbein wird morgen früh einen blauen Fleck haben. Ich verdrehe die Augen, als er wieder an meinem Hals saugt, und stöhne auf, als er seinen Schwanz an meinen Oberschenkel presst.

Entschlossen, über meinen Schatten zu springen und etwas

Dampf abzulassen, sagte ich Greyson nicht ab, wie ich es eigentlich wollte. Wie ich es noch immer will. Ich bereue diese Entscheidung.

Gegenwärtig hat er mich an die Wand in meinem gruseligen Flur geklemmt. Altmodische Wandlampen säumen die blutroten Wände, dazwischen Dutzende Familienfotos aus verschiedenen Generationen. Ich habe das Gefühl, dass sie mich beobachten, mit höhnischem und enttäuschem Blick, wenn sie sehen, wie ihre Nachfahrin vor ihren Augen fast schon vergewaltigt wird.

Nur ein paar der Lichter funktionieren und die dienen nur dazu, die Spinnweben zu beleuchten, von denen es nur so wimmelt. Der Rest des Flurs liegt im Schatten und ich warte nur darauf, dass der Dämon aus *The Grudge* herauskrabbelt, damit ich eine Ausrede habe, wegzulaufen.

Ich würde Greyson auf dem Weg nach draußen auf jeden Fall ein Bein stellen, und ich schäme mich kein bisschen dafür.

Er murmelt mir noch ein paar schmutzige Dinge ins Ohr, während ich den Wandleuchter über unseren Köpfen mustere. Greyson hat einmal beiläufig erwähnt, dass er Angst vor Spinnen habe. Ich frage mich, ob ich unauffällig nach oben greifen, eine Spinne aus ihrem Netz zupfen und sie hinten in Greysons Hemd stecken kann.

Das würde ihm Feuer unterm Hintern machen, von hier zu verschwinden, *und* es wäre ihm wahrscheinlich zu peinlich, jemals wieder mit mir zu sprechen. Das wäre der Hauptgewinn.

Gerade als ich es tun will, weicht er zurück, keuchend von allen Solo-Zungenküssen, die er an meinem Hals verteilt hat. Es ist, als hätte er darauf gewartet, dass mein Hals ihn zurückleckt oder so.

Sein kupferfarbenes Haar ist von meinen Händen zerzaust und seine blasse Haut ist rot gefärbt. Der Fluch der Rothaarigen, nehme ich an.

Greyson hat alles, was man sich nur von einem Mann wünschen kann. Er ist unfassbar heiß, hat einen wunderschönen

Körper und ein umwerfendes Lächeln. Schade nur, dass er nicht ficken kann und ein absoluter Vollidiot ist.

»Lass uns das im Schlafzimmer fortsetzen. Ich muss einfach in dir sein, jetzt.«

Innerlich erschauere ich. Äußerlich ... erschauere ich. Ich versuche, es herunterzuspielen, indem ich mein Shirt über den Kopf ziehe. Er hat die Aufmerksamkeitsspanne eines Beagles. Und genau, wie ich vermutet habe, hat er meinen kleinen Fehler bereits vergessen und starrt mir intensiv auf die Titten.

Auch damit hatte Daya recht. Ich habe *wirklich* tolle Titten.

Er streckt die Hand aus, um mir den BH vom Körper zu reißen – ich hätte ihm wahrscheinlich eine Ohrfeige verpasst, wenn er ihn tatsächlich zerrissen hätte – aber er erstarrt, als uns ein lautes Klopfen aus dem Erdgeschoss unterbricht.

Das Geräusch ist so plötzlich, so heftig und laut, dass ich nach Luft schnappe und mein Herz in meiner Brust pocht. Unsere Blicke treffen sich in fassungsloser Stille.

Jemand hämmert an meine Haustür, und es klingt nicht gerade nett.

»Erwartest du jemanden?«, fragt er und lässt seine Hand fallen, scheinbar frustriert über die Unterbrechung.

»Nein«, hauche ich. Schnell ziehe ich mein Shirt wieder an – verkehrt herum – und eile die knarrende Treppe hinunter. Als ich mir einen Moment nehme, um aus dem Fenster neben der Tür zu schauen, sehe ich, dass die Veranda leer ist. Ich lege die Stirn in Falten. Ich lasse den Vorhang fallen und stehe vor der Tür, während die Stille der Nacht das Haus einhüllt.

Greyson geht neben mir her und schaut mit einem verwirrten Blick zu mir herüber.

»Willst du nicht hingehen?«, fragt er stumm und zeigt auf die Tür, als wüsste ich nicht, dass sie direkt vor mir ist. Beinahe hätte ich ihm für die Wegbeschreibung gedankt, nur um ein Arschloch zu sein, aber ich verzichte darauf. Irgendetwas an diesem Klopfen lässt meine Instinkte auf Alarmstufe Rot schalten. Das Klopfen

klang aggressiv. Wütend. Als hätte jemand mit aller Kraft an die Tür geklopft.

Ein echter Mann würde anbieten, mir die Tür zu öffnen, nachdem er ein so gewaltiges Geräusch gehört hat. Vor allem, wenn wir von einer Meile dichten Waldes umgeben sind.

Aber stattdessen starrt Greyson mich erwartungsvoll an. Ein bisschen so, als ob ich dumm wäre. Schnaufend entriegle ich die Tür und reiße sie auf.

Wieder ist niemand da. Ich trete auf die Veranda hinaus, die verrottenden Dielen ächzen unter meinem Gewicht. Kalter Wind wirbelt mein zimtfarbenedes Haar durcheinander, die Strähnen kitzeln mein Gesicht und jagen mir einen Schauer über die Haut. Eine Gänsehaut bildet sich, als ich mir die Haare hinter die Ohren streiche und zum Ende der Veranda gehe. Ich lehne mich über das Geländer und blicke an der Seite des Hauses entlang. Es ist keiner da.

Auch auf der anderen Seite ist niemand.

Da könnte einfach jemand sein, der mich aus den Wäldern heraus beobachtet, aber es gibt keinen Weg für mich, das herauszufinden, weil es so dunkel ist. Es sei denn, ich gehe raus und suche selbst.

So sehr ich auch Horrorfilme liebe, ich habe kein Interesse daran, in einem mitzuspielen.

Greyson gesellt sich zu mir auf die Veranda und scannt mit seinen Augen die Bäume ab.

Da ist jemand, der mich beobachtet. Ich kann es spüren. Ich bin mir dessen genauso sicher wie der Existenz der Schwerkraft.

Ein Schauer läuft mir über den Rücken, begleitet von einem Adrenalinstoß. Es ist das gleiche Gefühl, das ich bekomme, wenn ich einen gruseligen Film schaue. Es beginnt mit dem Klopfen meines Herzens, dann setzt sich ein schweres Gewicht tief in meinem Magen fest und sinkt schließlich in mein Inneres. Ich schwanke, weil mir das Gefühl im Moment nicht ganz geheuer ist.

Schnaufend stürme ich zurück ins Haus und die Treppe hinauf.

Greyson läuft hinter mir her. Ich bemerke nicht, dass er sich gerade auszieht, während er den Flur entlangläuft, bis er nach mir in mein Zimmer tritt. Als ich mich umdrehe, ist er splitternackt.

»Ernsthaft?«, frage ich bissig. Was für ein verdammter Idiot. Jemand hat eben an meine Tür geklopft, als hätte ihm das Holz persönlich einen Splitter in den Arsch gejagt, und er ist sofort bereit, da weiterzumachen, wo er aufgehört hat. Wieder an meinem Hals zu saugen, als würde er Wackelpudding aus einem Behälter schlürfen.

»Was?«, fragt er ungläubig und streckt die Arme seitlich von sich.

»Hast du nicht gerade gehört, was ich gehört habe? Jemand hat an meine Tür geklopft und das war irgendwie gruselig. Ich bin im Moment nicht in der Stimmung, Sex zu haben.«

Was ist aus Ritterlichkeit geworden? Ich hätte gedacht, ein normaler Mann würde fragen, ob es mir gut geht. Dass er spüren würde, wie ich mich fühle. Vielleicht würde er versuchen, sich zu vergewissern, dass ich entspannt bin, bevor er seinen Schwanz in mich hineinsteckt.

Die Stimmung im Raum zu erfassen.

»Ist das dein Ernst?«, fragt er und seine braunen Augen funkeln wütend. Sie haben eine beschissene Farbe, genau wie seine beschissene Persönlichkeit und seine noch beschisseneren Schlagfertigkeit. Der Typ macht Fischen mit seiner Art, wie er beim Ficken zappelt, starke Konkurrenz. Er könnte sich genauso gut nackt auf den Fischmarkt legen – dann hätte er bessere Chancen, jemanden zu finden, der ihn mit nach Hause nimmt. Und diese Person wäre nicht ich.

»Ja, ich meine es ernst«, meine ich verärgert.

»Gottverdammte, Addie«, schnauzt er und stülpt sich wütend eine Socke über. Er sieht aus wie ein Idiot – völlig nackt, bis auf eine einzige Socke, denn der Rest seiner Kleidung liegt immer noch wahllos in meinem Flur verteilt.

Er stürmt aus meinem Zimmer und reißt dabei Kleidungs-

stücke an sich. Als er etwa die Hälfte des langen Flurs hinter sich hat, bleibt er stehen und dreht sich zu mir um.

»Du bist so eine Schlampe, Addie. Alles, was du tust, ist, mir die Eier abzuklemmen, und ich habe es satt. Ich bin mit dir und diesem gruseligen Haus fertig«, faucht er und zeigt mit dem Finger auf mich.

»Und du bist ein Arschloch. Verpiss dich aus meinem Haus, Greyson.« Seine Augen weiten sich erst vor Schreck und verengen sich dann zu schmalen, wutentbrannten Schlitzen. Er dreht sich um, reißt seinen Arm nach hinten und lässt seine Faust gegen die Trockenbauwand fliegen.

Ein Schrei entweicht meiner Kehle, als sein halber Arm verschwindet und mein Mund sich sowohl vor Schreck als auch vor Unglauben öffnet.

»Da ich deines nicht bekomme, dachte ich, ich schaffe mir mein eigenes Loch, in das ich heute Abend rein darf. Bring das in Ordnung, Schlampe«, faucht er. Immer noch, mit nur noch einer Socke bekleidet und einem Arm voller Klamotten stürmt er davon.

»Du Arsch!« Wütend stapfe ich auf das große Loch in meiner Wand zu, das er soeben verursacht hat.

Eine Minute später schlägt die Haustür zu.

Ich hoffe, die mysteriöse Person ist noch da draußen. Soll das Arschloch doch ermordet werden, während er nur eine einzige Socke trägt.

4. April 1944

Vor meinem Fenster steht ein fremder Mann.
Ich weiß nicht, wer er ist oder was er von mir
will.

Aber ich glaube, er kennt mich. Er beobachtet
mich durch die Fenster, wenn John nicht zu
Hause ist. Er trägt einen Zylinder auf dem Kopf,
der sein Gesicht vor mir verbirgt. Ich habe ver-
sucht, mich ihm zu nähern, aber wenn ich es tue,
rennt er weg.

Ich habe es John noch nicht gesagt. Ich kann
nicht sagen warum, aber irgendetwas hält mich
davon ab, den Mund aufzumachen und zuzugeben,
dass mich ein Mann beobachtet. John würde nicht
gut damit umgehen, er würde mit seiner Schrotflinte
losziehen und versuchen, ihn zu finden.

Ich muss zugeben, ich habe mehr Angst davor, was
mit meinem Besucher passieren würde, sollte mein
Mann Erfolg haben.

Ich habe große Angst vor diesem fremden Mann.
Aber mein Gott, ich bin auch fasziniert.